

Vom Wert der Sprache überzeugt sein

Deutsch als Wissenschaftssprache – geht uns das **Bewusstsein für seine Bedeutung** verloren? Ein Plädoyer dafür, Deutsch in Forschung und Lehre nicht durch das Englische zu verdrängen | Von Olga Rösch



Foto: Barbara Frommann

Prof. Dr. Olga Rösch

ist Professorin für Interkulturelle Kommunikation an der Technischen Hochschule Wildau. | olga.roesch@th-wildau.de

Die Entwicklung der europäischen Wissenschaftssprachen erfolgte im Zuge der Emanzipation vom Latein als der damaligen Einheitsprache der Gelehrten. Im 16. Jahrhundert wurde die Frage nach der Sprache in ganz Europa in Religion, im juristisch-administrativen Bereich und in der Wissenschaft einschließlich Philosophie zugunsten der sogenannten Volkssprachen entschieden. Den Abschied der universitären Lehre vom Lateinischen läutete für den deutschsprachigen Raum 1687 der deutsche Jurist und Philosoph Christian Thomasius mit der Ankündigung ein, seine Vorlesung („Programma“) auf Deutsch zu halten.

Die Aufklärer wollten die Öffentlichkeit in den Prozess der Wissenserweiterung aktiv und passiv einbeziehen, denn, so Gottfried Wilhelm Leibniz 1682 „... ist bei der ganzen Nation aber geschehen, daß diejenigen, so kein Latein gelernt, von der Wissenschaft gleichsam ausgeschlossen worden...“ (Leibniz: Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand und ihre Sprache besser zu üben, samt beigefügtem Vorschlag einer deutschgesinnten Gesellschaft, zitiert nach Stieckel 2015: 48). Damit kritisierte er die mittelalterliche Diglossie, die den Nicht-„Buchgelehrten“ nur ihre „niedere“ Volks- oder Vernakulärsprache (von lateinisch *verna*: der Haussklave, *vernaculus*: ein-

heimisch) zugestand, während die Hochsprache Latein und ihr Prestige der Wissenschaft vorbehalten waren. In der Absicht, diesem Missstand abzuwehren, wurden in ganz Europa volkssprachliche wissenschaftliche Akademien gegründet. Im deutschsprachigen Raum wurde im Jahr 1700 auf Anregung von Leibniz die Kurfürstlich Brandenburgische Societät der Wissenschaften ins Leben gerufen, die nach mehrfacher Umbenennung heute unter dem Namen Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften bekannt ist.

Verschiedenheit der Sprachen entdeckt

Die Übersetzung der antiken Texte so wie schon zuvor der Bibel in die Volkssprachen führte zur „Entdeckung der Verschiedenheit der Sprachen“ (Trabant 2014: 74), in denen die gemeinsame europäische Kulturtradition weitergeführt wurde. Es wurde auch erkannt, dass Sprachen nicht nur kommunikative, sondern auch kognitive Funktionen haben, denn sie enthalten – mit Worten von Leibniz (1756) – die „wunderbare Vielfalt der Operationen unseres Geistes“ (Leibniz: *Nouveaux essais sur l'entendement humain*. Hrsg. von J. Brunschwig, Paris 1966, zitiert nach Trabant, 2014: 80–81). Zur Erforschung der Denkschätze, die sich in Sprachen manifestieren, konzipierte Wilhelm von Humboldt später seine vergleichenden



Sprachstudien (Trabant 2014: 74, 80f.). Im Sinne eines der wichtigsten Anliegen auch der heutigen Internationalisierung, nämlich dem Interesse für fremde Kulturen, waren Humboldts Studien ein epochaler Meilenstein für die höchst erstaunliche Entwicklung und Entfaltung der europäischen Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie seit der Aufklärung bis hinein ins 20. Jahrhundert.

Die Abkehr der Wissenschaft von ihrer mittelalterlichen „Universalsprache“ war laut Thielmann (2006: 311–313) kein „naturwüchsiger Prozess“, sondern eine bewusste Entscheidung „um der Sache willen“. Der neue „empirisch basierte Wissenschaftstyp“ bedurfte kulturadäquater Versprachlichungen der Ergebnisse, der Neubildung wissenschaftlicher Begriffe und der Kommunikation mit der Gesellschaft. Diese Entwicklung der Volkssprachen und ihrer höchst anschaulichen Sprachbilder zu Wissenschaftssprachen hatten ein stark gewachsenes Sprachbewusstsein und vor allem eine ungeahnte Dynamik der Wissenserweiterung zur Folge. Sie erfasste bald alle Bildungsbereiche und wurde als „Befreiung von der geistigen Knechtschaft durch eine fremde Sprache“ (Mittelstraß, Trabant, Fröhlicher 2016: 21f.) gesehen. Das resultierende vielsprachige „europäische Sprachregime der Wissenschaft“ hielt sich ungebrochen von circa 1750 bis 1950 (ebenda). Der wissenschaftliche internationale Austausch scheint darunter nicht gelitten zu haben.

Merkmale der heutigen Diglossie oder zurück zu der Einsprachigkeit in der Wissenschaft

Die mittelalterliche Diglossie besitzt gewisse Parallelen zur gegenwärtigen Sprachsituation in Europa: Englisch für Prestigedomänen, Landessprachen für den Rest. Die Anglophonisierung der innerstaatlichen Wissenschaftskommunikation wird zum Beispiel in Deutschland individuell von vielen Wissenschaftlern, aber auch politisch mithilfe verschiedener staatlicher Förderinstrumente aktiv vorangetrieben. Dies gilt sowohl für die Publikationspraxis (in einigen Fachdisziplinen wird fast nur noch auf Englisch publiziert) als auch für die Hochschullehre. Die bereits jetzt feststellbaren Folgen beeinflussen vorteilhaft nur in anglophonen Ländern die Kommunikation zwischen Wissenschaft und Gesellschaft. In den übrigen Ländern kann die neue Diglossie nur als gesellschaftlich desintegrierend, unsozial und undemokratisch (Koreik 2019) bewertet werden. Denn sie kündigt das in Europa und Deutschland „historisch gewachsene Verständnis von Öffentlichkeit als Wissenschaft befragende, beobachtende und kontrollierende Instanz“ (Gehrmann 2015: 34f.) allmählich und stillschweigend auf.

Viele Wissenschaftsbereiche erheben sich mithilfe des Englischen als Sprache der besser Gebildeten gern zu Prestigebereichen und dadurch über den Durchschnittsbürger. Die anderen Landessprachen könnten

dadurch wieder in die Rolle niederer Vernakulärsprachen absinken. Die bereichernde Wirkung der eigenen Wissenschaftssprache auf die Allgemeinsprache bliebe aus, der reiche wissenschaftliche Wortschatz würde durch Nichtgebrauch archaisiert, die allgemeine Sprachkompetenz sänke, die Sprachsicherheit bei der Schöpfung neuer Begriffe und Sprachbilder sowie die Sprachkreativität, die von der Alltagssprache ja ihrerseits auch auf die Wissenschaft ausstrahlt, würden insgesamt nachlassen. So entstehen bereits jetzt anstatt neuer deutschsprachiger Begriffsschöpfungen Pseudoanglizismen oder unbeholfene Lehnübersetzungen wie zum Beispiel „soziale Distanz“ – wobei aber soziale und räumliche Distanz im Deutschen unterschiedliche Sachverhalte sind. Deshalb ist nicht der Bedeutungsverlust der deutschen Sprache im internationalen Kontext zu beklagen, sondern ihre Marginalisierung in der nationalen Wissenschaftskommunikation.

Der Einzug des Englischen als einer „Universalsprache“ in die nationalen Wissenschaften in Europa ist genauso wie die damalige Abkehr vom Lateinischen kein naturwüchsiger, quasi naturgesetzlicher oder gar unausweichlicher Prozess. Individuelle sprachliche Entscheidungen zugunsten des Englischen fallen in der Regel nicht um der Sache willen, sondern orientieren sich an pragmatischen, ökonomischen und Prestige-Gründen. Die marktwirtschaftlichen Mechanismen der Ökonomisierung des akademischen Feldes und die Wirkmächtigkeit der US-amerikanischen Zitationsdatenbanken mit ihrer Rankinglogik und ihren Monopolisierungsstrategien durch ihre (eigene!) Sprache wurden bereits eingehend analysiert und ausreichend thematisiert (vgl. Gehrman 2015; Münch, Mocikat, Gehrman, Siegmund 2020). Im Gegensatz zum mittelalterlichen Hochlatein besitzt diese Sprache aber ein eigenes imperiales Mutterland und verfestigt in dieser Eigenschaft historisch vorgefundene Macht- und Prestige-Asymmetrien – bis hin zu einer Hierarchisierung von Wissenschaftsstandorten und Sprachgemeinschaften, die deren Potenzial zur Wissensschöpfung nur verzerrt abbildet.

Zum Umgang mit der Sprachsituation: Publikationspraxis

Nun, es ist niemandem, insbesondere niemandem, der oder die sich am Anfang einer Wissenschaftskarriere sieht oder sehen möchte, zu verdenken, sich dem Anglophonisierungstrend aktiv anzuschließen. Wer möchte schon das Risiko eingehen, aus der Scientific

Community von vornherein gleichsam ausgeschlossen zu werden beziehungsweise dort als rückständig zu gelten? Dazu kommt meist auch noch der gute Glaube, eine Publikation gewinne allein schon dadurch an Bedeutung und inhaltlicher Achtung, wenn sie auf Englisch verfasst wird. Sicherlich liegt es durchweg im Sinne der Mehrsprachigkeit, der Publikationsfreiheit und des internationalen Wissensaustausches, wenn die Forschenden ihre Ergebnisse auch fremdsprachlich publizieren. Autoren allerdings, die sich ausschließlich nur noch für Englisch entscheiden, folgen mehr oder weniger unwissentlich der Regie der US-amerikanischen Institutionen. In anderen Sprachen verfasste wissenschaftliche Publikationen zählen dort schon oft nicht mehr. Sie werden auch nicht mehr ins Englische übersetzt. Manche Zeitschriften mit hohem Impact-Faktor verlangen sogar, dass solche Arbeiten nicht mehr zitiert werden.

Das Wissen um den Wert der sprachlich unterschiedlichen Reflexion von wissenschaftlichen Erkenntnissen für dessen Übersetzung, Vertiefung und Präzisierung – dieses übergeordnete Meta-Wissen aus dem Geiste der Aufklärung – scheint aus dem Bewusstsein unseres Wissenschaftsbetriebes zu schwinden. Auf diese Weise geht das Wissen aus anderen Wissenschaftskulturen verloren. Die Wissenschaftsgeschichte wird zugunsten der Perspektive der USA umgeschrieben.

Dass die US-amerikanischen Institutionen damit aus eigenen ökonomischen und großmachtpolitischen Interessen heraus handeln, ist weder überraschend noch wirklich verschlagen und verdammenswert. Viel wichtiger sind für uns Fragen an unsere deutsche Bildungspolitik: Wo bleiben die mehrfach angemahnten landeseigenen beziehungsweise europäischen bibliometrischen Instrumente sowie die finanziellen und ideellen Anreize, um auch landessprachliche Publikationen (karrierefördernd) zu honorieren? Stattdessen

- ist die überwiegend vom Steuerzahler finanzierte Forschung der deutschen Öffentlichkeit landessprachlich kaum mehr direkt zugänglich;
- werden selbst Forschungsanträge, die auf Förderung durch inländische Steuergelder zählen, von staatlichen oder öffentlich-rechtlich verfassten Geldgebern in vielen Fächern nur noch auf Englisch verlangt oder akzeptiert;
- erscheinen Forschungsberichte selbst oberster wissenschaftlicher Bundesbehörden oft nur noch auf Englisch;



Das sprachliche Abheben des Hochschullehrbetriebes schwächt seine gesellschaftliche Verankerung “

- schreitet die Anglophonisierung des Wissenschaftsbereiches samt Hochschullehre scheinbar unaufhaltsam und doch öffentlich kaum sichtbar immer weiter voran.

Hochschullehre

Zwischen dem Publizieren in einer „Universalsprache“ und dem Lehren und Lernen in derselben besteht ein wesentlicher Unterschied. Die Bedeutung des Englischen für internationale Wissenschaftskommunikation wird hier selbstredend nicht infrage gestellt. Der Ausbau der Sprachkompetenz im Englischen gehört deshalb zu jeder wissenschaftlichen Ausbildung. Aber die Umstellung kompletter Studiengänge auf Englisch ist kein angemessenes Mittel, um die Studierenden für die Nutzung (auch) dieser Sprache nachhaltig zu befähigen. Über der hoch kommunikativen Funktion einer Weltsprache gerät heute die viel wichtigere kognitive, gleich erkenntnisleitende Funktion jeder Sprache völlig aus dem Blickfeld. Letztere kommt wohl erst beim eigensprachlichen Denken, Lehren und Lernen voll zur Geltung.

Doch auch gesellschaftlich ist die alternativlose Einführung englischsprachiger Studiengänge negativ zu bewerten. Denn gerade die Qualität einer landessprachlichen Hochschulbildung ist für ein rohstoffarmes (und demokratisches) Land wie das unsere in vielerlei Hinsicht systemrelevant:

- Die Lehre in der Fremdsprache Englisch in einer Lernumgebung, zu deren Erst- oder bestbeherrschten Sprache(n) das Englische kaum gehört, verliert an Qualität. Die beiderseitig häufig eingeschränkte Sprachkompetenz verlangsamt Vermittlung und Verständnis des Lernstoffs, was den Stoffumfang weiter einschränkt. Damit einher gehen meist auch kognitiv-begriffliche Defizite. Dies gefährdet den
- guten Ruf des Bildungsstandortes Deutschland und seine Wettbewerbsfähigkeit.
- Das sprachliche Abheben des Hochschullehrbetriebes schwächt seine gesellschaftliche Verankerung. Für die ausländischen Studierenden und bleibewilligen Absolventen erhöhen rein englischsprachige Studiengänge das Studienabbruchrisiko, hemmen ihre Integration und benachteiligen sie auf dem deutschen Arbeitsmarkt (vgl. SVR-Forschungsbereich 2015: 19ff.). All das widerspricht dem gesellschaftlichen Interesse an qualifizierter Einwanderung.
- Institutionen wie das Goethe-Institut und die Zentralstelle für das Auslandsschulwesen geben im Ausland dreistellige Millionensummen aus, um dort vor allem jungen Menschen den Zugang zur deutschen Sprache und Kultur zu ermöglichen. Dieses Steuergeld ist gut angelegt, da es Maßnahmen ermöglicht, die nach zwei Kriegskatastrophen Deutschland und die deutsche Sprache mit Vorstellungen von Wissensförderung, Kultur und Völkerverständigung verbinden. Wenn sich diese jungen Deutschlerner und Studierwilligen in unseren Hörsälen dann aber ausdrücklich nur noch auf Englisch äußern und verständigen dürfen, ist eher Frustration die Folge (vgl. Petereit, Spielmanns-Rome 2010).
- Die neue, für das Studium errichtete Sprachbarriere behindert die soziale Durchlässigkeit des deutschen Hochschulsystems für Bildungsinländer aus nicht akademischen Familien und aus Familien mit Migrationshintergrund. Auch nach dem Erwerb der Hochschulreife bleibt ihnen die sprachgebundene und -vermittelte reiche Wissenschaftstradition Deutschlands fremd, wenn sie ausschließlich auf Englisch studiert haben. Die Sprachkompetenz in der Landessprache, die für die Mehrheit auch die Mutter- beziehungsweise Sozialisationsprache ist, werden sie auf akademischem Niveau nicht mehr erwerben (vgl. Rösch, Tolkieln, Lehnert 2019).



Foto: Bartosz Sujkowski / unsplash.com

Die Lehrenden, die heute die Anglophonisierung der Lehre kaum gebremst vorantreiben, konnten sich ihren Gegenständen noch mittels einer ausgebauten Wissenschaftssprache nähern und sich eine entsprechend kohärente wissenschaftliche Terminologie aneignen. Selbstverständlich gehört es nicht nur zu deren Publikations-, sondern auch zu ihrer Lehrfreiheit, wenn sie manche Veranstaltungen in einer Fremdsprache anbieten. Ein Austausch landessprachlicher durch komplett englischsprachige Studiengänge wäre jedoch äußerst bedenklich. Eine solche Lehrpraxis würde die jüngere Generation zugunsten von praktischen Vorteilen von höherwertigen Gütern abschneiden. Zu diesen gehören die Fähigkeit und Bereitschaft zu eigensprachlichem Denken, zu Integration, kultureller Neugier und kulturellem Austausch.

Dennoch ist bekanntlich die Bereitschaft, englischsprachige Lehrveranstaltungen durchzuführen, eine Berufungsvoraussetzung an deutschen Hochschulen. Ein Selbstläufer scheint das jedoch (noch) nicht zu sein. Denn merkwürdigerweise wird die Lehre auf Englisch an den meisten Hochschulen durch Leistungszulagen extra honoriert. Doch auch die Hochschulen selbst bedürfen bei der Anglophonisierung der Lehre

systemischer Unterstützung seitens der staatlichen Exekutive, zum Beispiel in Form ihrer Begünstigung bei der sogenannten leistungsorientierten Mittelzuweisung. Und zwar gilt dies selbst dann, wenn die englischsprachigen Studiengänge ganz offen nur in der Absicht eingerichtet wurden, die geforderte Auslastung der Hochschule dadurch abzusichern (das betrifft vor allem die kleineren Fachhochschulen, vgl. HIS-Monitor 2020), dass sie einen Ansturm ausländischer Studierwilliger, die sich sonst an einer konkurrierenden Hochschule eingeschrieben hätten, erzeugen. Wie verträgt sich eine derart fehlgeleitete Sprachenpolitik mit dem Bildungsauftrag der staatlichen Hochschulen, mit ihrer Dritten Mission beziehungsweise mit ihrer gesellschaftlichen Verantwortung?

Anmerkungen zur Internationalisierung

An kritischen Analysen der Tendenz zur Monolingualisierung, an Mahnungen wegen Fehlentwicklungen im Wissenschaftsbereich und an gut durchdachten Vorschlägen für eine ausgewogene Sprachenpolitik an Hochschulen im Sinne der europäischen Idee von Mehrsprachigkeit mangelt es in Deutschland und anderen europäischen Ländern nicht. Dies zeugt nur davon, dass die lieb gewonnenen Internationalisierungsnarrative, die perpetuieren, ausschließlich englischsprachige Studiengänge seien notwendig, um ausländische Studierende nach Deutschland zu locken (vgl. Lehmann 2019) und als künftige Fachkräfte zu gewinnen, nicht mehr die erwünschte Überzeugungskraft besitzen. Oder ist es der Glaube, man verdiene einzig durch Lehre in Englisch die Bezeichnung „international“?

Eine solche verkürzte Vorstellung von Internationalisierung verunklart jedoch das Wichtigste: Internationalisierung der Lehre ist ein facettenreiches Arbeitsfeld, dessen Entwicklung die Bereitschaft zum internationalen Wissens- und Kulturaustausch, eine Offenheit für neue inhaltliche und methodische Ansätze sowie Lehrformate, ein grundlegendes Interesse für andere akademische Kulturen und Sprachen, eine vielseitige interkulturelle Kompetenz und eine breite akademische Mehrsprachigkeit voraussetzen (vgl. Rösch 2015). Es wäre wirklich an der Zeit, auch einmal innezuhalten, sich die gesellschaftlichen Auswirkungen der sich abzeichnenden funktionalen Diglossie zu vergegenwärtigen, ihre Verklärung zur Internationalisierung zu verdeutlichen und sich den Wert des Kulturgutes der landeseigenen Wissenschaftssprache bewusst zu machen. //

Literatur

Gehrmann, Siegfried (2015): Die Kontrolle des Fluiden, in: Gehrmann, S.; Helmchen, J.; Krüger-Potratz, M.; Ragutt, F. (Hrsg.): *Bildungskonzepte und Lehrerbildung in europäischer Perspektive*. Waxmann, Münster u.a. <https://docplayer.org/178673912-Die-kontrolle-des-fluiden.html>

HSI-Monitor – Profildaten zur Hochschulinternationalität (2020): „International ausgerichtete Studiengänge“. www.hsi-monitor.de/themen/internationale-studiengaenge/

Koreik, Uwe (2019): Warum auch die Sprachenfrage die Zukunft unserer Demokratien bedroht. Eine Polemik. In: *Zagreber Germanistische Beiträge* 28/2019, S. 55–68. <https://zgbde.ffzg.unizg.hr/wp-content/uploads/2020/04/ZGB-28-2019-Book-za-web.pdf>

Lehmann, Klaus-Dieter (2019): „Fünf Millionen Wörter. Die deutsche Sprache in der Welt: Immer mehr Menschen erlernen sie“, in: *Der Tagesspiegel*, 20.08.2019. www.tagesspiegel.de/kultur/ueber-15-millionen-lernen-deutsch-die-deutsche-sprache-gewinnt-weltweit-an-bedeutung/24919778.html

Mittelstraß, Jürgen; Trabant, Jürgen; Fröhlicher, Peter (Hrsg.) (2016): *Wissenschaftssprache. Ein Plädoyer für Mehrsprachigkeit in der Wissenschaft*. Stuttgart: J.B. Metzler

Münch, U.; Mocikat, R.; Gehrmann, S.; Siegmund, J. (Hrsg.) (2020): *Die Sprache von Forschung und Lehre: Lenkung durch Konzepte der Ökonomie?* Baden-Baden: Nomos (in Druck)

Petereit, Katja; Spielmanns-Rome, Elke (2010): „Sprecht Deutsch mit uns! Ausländische Studierende in englischsprachigen Studiengängen wollen mehr Deutsch lernen“, in: *Forschung & Lehre* 3/2010, S. 172–173. www.forschung-und-lehre.de/wordpress/?p=4139

Rösch, Olga (2015): „Internationalisierung der Hochschule – Was sind unsere Ziele?“, in: *Die Neue Hochschule*, 1/2015, S. 18–24. <https://opus4.kobv.de/opus4-th-wildau/frontdoor/index/index/docId/1087>

Rösch, Olga; Tolkiehn, Günter-Ulrich; Lehnert, Ralph (2019): „Die Landessprache in der Lehre – welche Bedeutung kommt ihr bei der Internationalisierung zu?“, in: *Die Neue Hochschule*, 6/2019, S. 12–15. <https://opus4.kobv.de/opus4-th-wildau/frontdoor/index/index/docId/1298>

Stickel, Gerhard (2015): *Der Sprachgebrauch in akademischer Lehre und forschung*, in: *Institut der Deutschen Sprache, Sprachreport* 1/2015

SVR-Forschungsbereich (2015-2): Studie „Zugangstor Hochschule“. https://www.svr-migration.de/wp-content/uploads/2015/06/SVR-FB_Zugangstor_Hochschule.pdf

Thielmann, Winfried (2006): „... it seems that light is propagated in time ...“ – zur Befreiung des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses durch die Vernakulärsprache Englisch, in: Ehlich, Konrad; Heller, Dorothee (Hrsg.): *Die Wissenschaft und ihre Sprachen*. Bern u.a.: Peter Lang, S. 297–320

Trabant, Jürgen (2014): *Globalesisch oder was? Ein Plädoyer für Europas Sprachen*. München: C.H. Beck